

Wolfgang Nethöfel/Viola Schmid

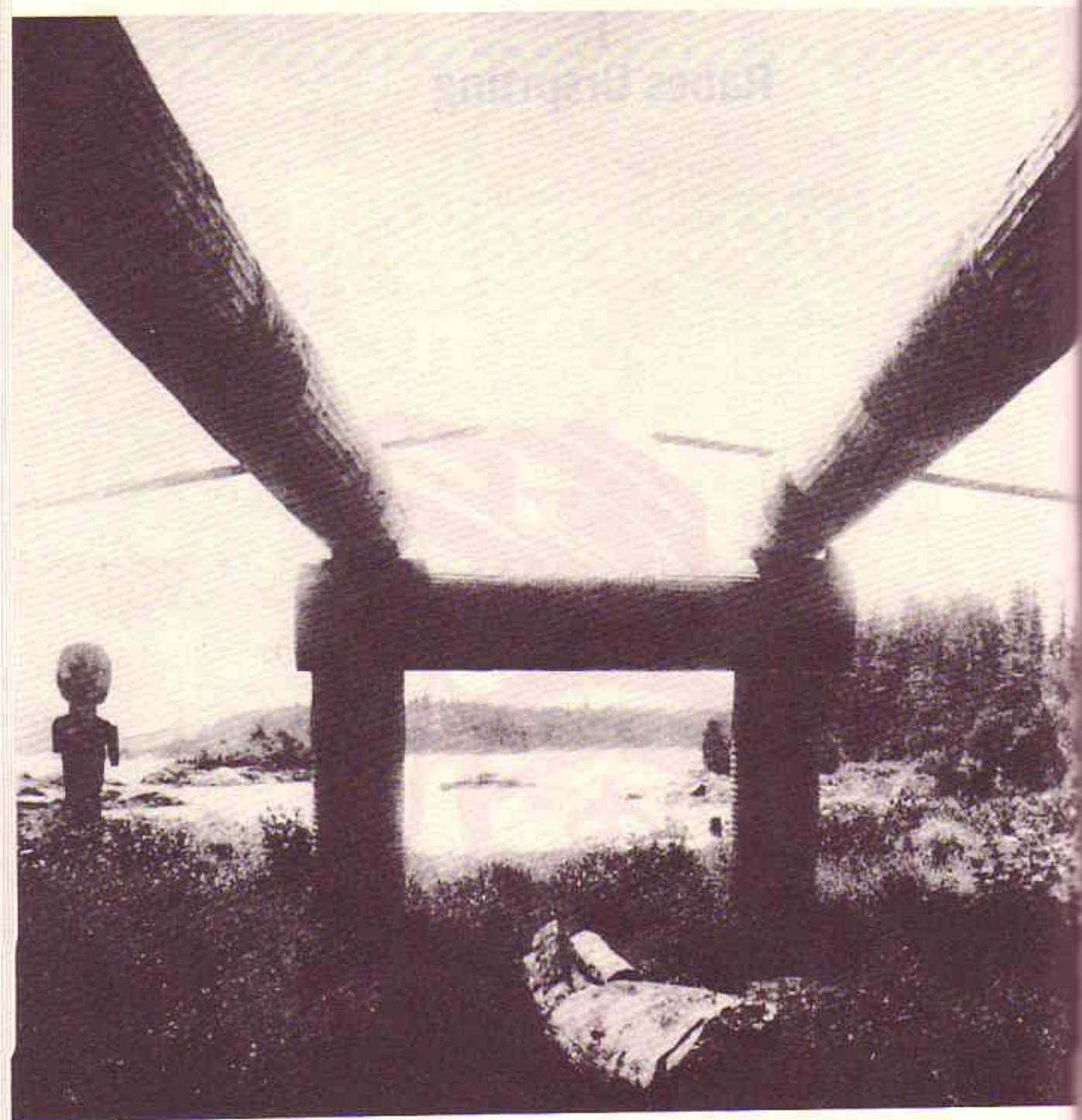


Rabe fliegt nach Osten
Die indianische Alternative?

Chr. Kaiser

I Rabes Ursprung





Es gab einmal eine Zeit

Es gab einmal eine Zeit, da lag Dunkelheit über der Erde. An der Südspitze der Queen-Charlotte-Inseln aber lag eine Stadt, in der die Tiere wohnten. Die Stadt hieß Kungalas. Ein Häuptling und seine Frau lebten dort und ein Junge, ihr einziges Kind, das die Eltern sehr liebten. Deshalb versuchte der Vater ihn vor allem zu bewahren. Er baute für seinen Sohn ein Bett, das über seinem eigenen Bett lag, hinten in einem großen Haus. Er wusch ihn regelmäßig. Der Junge wuchs heran und wurde ein junger Mann. ¹⁾

Die Eingangsszene der Rabe-Geschichte führt uns in eine eigenartige, fremde, »mythische« Welt. Doch was heißt das? Die Geschichte schildert sie zunächst als eine geographisch lokalisierbare Familienidylle. Das Mythische ist wie das Hier und Jetzt. Doch dann sagt sie, inwiefern alles doch ganz anders war als hier und heute. Und schließlich zeigt sie, wie das eine aus dem anderen hervorgeht.

In der Eingangsszene steht der zweite Aspekt im Vordergrund. Die Setzung einer Gegenwelt lädt die Batterie der Bedeutungen auf, an die der Erzähler uns anschließen will. Eine Welt ohne Tag, eine Stadt am südlichen Rand der Inselgruppe im äußersten Westen der bewohnbaren Welt. Sie ist nicht nur von »ganz anderen« Wesen bewohnt, sondern unter ihnen gibt es noch einmal eine extreme soziale Situation: der einzige Sohn des Häuptlings wird derart geliebt, daß die soziale (und wie wir sehen werden: auch die kosmologische) Ordnung aus den Fugen gerät.

Doch sind solche Einzelzüge nicht aus sich heraus zu verstehen, sondern haben ihren Platz in einem System von Bedeutungen. Erst die Geschichte als Ganzes interpretiert die Gegenwart. Hier warten Vermittlungen, aber auch neue Extreme auf uns. So weist die Dunkelheit des Anfangs voraus auf die »Ausgießung« des Tageslichts am Schluß, aber auch hinauf an den Himmel, wo jetzt allenfalls Sterne zu sehen sind, woher aber der »strahlend« wiedergeborene Sohn kommen wird, und wohin dieser als Rabe reisen muß, um unsere Menschenwelt in ihrem Licht erstrahlen zu lassen.

Rabe auf der Polarroute

Rabe war in Sibirien zu Hause.² Die Spuren seiner Geschichte lassen sich in einem großen Bogen bis hinunter nach Südasien verfolgen, wo sie langsam verblassen. Und in die andere Richtung hin beobachten wir, wie er über die Beringstraße nach Amerika flog. Rätselhafte Einzelzüge in den Rabe-Traditionen der Ureinwohner Kanadas und der Vereinigten Staaten, über die man komplizierte Hypothesen aufgestellt hat, erklären sich sofort, wenn man sie im Kontext deftiger Eskimo-Erzählungen über Rabe wiedererkennt.³ Und umgekehrt verblassen diese Geschichten, vermischen sich mit anderen, je weiter wir auf dem amerikanischen Kontinent nach Süden kommen, bis Rabe ganz verschwindet und in denselben oder ähnlichen Geschichten andere »Trickster« als Helden auftauchen: Coyote, Präriewolf oder Hase.⁴

In diesen Beobachtungen spiegelt sich die ethnographische Realität.⁵ Der Kontinent ist zwischen 30 000 und 20 000 v. Chr. von arktischen Jägern besiedelt worden, als im Rhythmus der Eiszeiten (die große Wassermengen banden und den Meeresspiegel sinken ließen) die Beringstraße immer wieder mal eine feste und sehr fruchtbare Landbrücke zwischen Sibirien und Alaska bildete. Diese Jäger folgten einfach den Tierherden. Sie dachten nicht darüber nach, daß sie einen menschenleeren Kontinent entdeckten und besiedelten – aber sie brachten ihre Riten und Mythen mit. Und so können wir heute nicht nur beobachten, wie stark sich die religiösen Traditionen in Abhängigkeit von Landschaft und Kultur gewandelt haben (bis hin zu den Vorstellungen und Praktiken in den Hochkulturen Mittel- und Südamerikas).⁶ Wir beobachten beim Mythenvergleich neben der Kette inhaltlicher Anpassungen und der Logik struktureller Verwandlungen auch gleichbleibende Themen und Figuren.⁷

Durch die sibirischen Hütten zog Rabe schaffend und zerstörend, betrügend und betrogen, als Schürzenjäger, Kot- und Aasfresser, besonders schlau oder besonders dumm, heimtückisch oder götig. Bei den Indianern ist er niemals das Höchste Wesen. Er kann als Schöpfer auftreten oder als sein tölpelhafter Gehilfe, er kann Kulturbringer sein, aber auch wirken wie Mephisto, der »stets das Böse will und stets das Gute schafft«. Eindeutig wird diese zweideutige ursprüngliche Gestalt der amerikanischen Religion nur als *Gestalt des Ursprungs* – wie sie uns auch in unserer Geschichte begegnen wird. Als solche gehört sie in die begründende mythische Zeit, nicht in die Gegenwart als die begründete Zeit. So steht Rabe im Vordergrund der Mythologie, nicht im Mittelpunkt zeremonieller Verehrung. Man sollte allerdings eine solche Verehrung auch nicht völlig bestreiten; sie geht schon aus den Riten um die Rabe-Darstellungen an Totempfähnen und aus den Rabe-Maskentänzen hervor. Und es ist typisch westlich-christlich gedacht, wenn aus dem Humor und dem hohen Unterhaltungswert mancher Rabe-Geschichten auf ihre geringe religiöse Bedeutung geschlossen wird. Allerdings: *was dort und vor allem wie dort von Rabe erzählt wird, das scheint unseren Vorstellungen vom Schöpfergott tatsächlich völlig zu widersprechen.*

Was tut Rabe, was haben wir zu erwarten? Rabe spiegelt noch das Tierische hinein in das höchste Wesen und die göttliche Schöpferkraft in den tierischen Aasfresser. Er tummelt sich im Zwischenbereich und zieht dort Funktionen auf sich. Wenn das Höchste Wesen selbst der Schöpfer ist und Rabe ausgesandt wird, um das notwendige Material zu beschaffen, erweist er sich nicht nur in der Regel als dumm, sondern bisweilen auch als richtig böse. Nur als der Nicht-Allmächtige ist er der götliche und beschützende Schöpfer des Menschen und seiner Kultur, offenbart sich der Schelm als »Heilbringer«. Er ist in seiner göttlichen Funktion so

etwas wie der Urmensch, in seiner Menschenähnlichkeit jedoch auch der Teufel als Anti-Schöpfer. So verstehen wir leicht, daß sich Rabes Ambivalenz während seines Amerika-Fluges in anderen Ursprungsgeschichten auf ein Hell-Dunkles-Zwillingspaar von Schöpfern und Kulturbringern verteilt. Und wir begreifen, daß die Rabe-Zeit Zwischenzeit ist – unruhige Zeit der Gestaltwerdung zwischen dem absoluten Anfang und der widersprüchlichen Welt, in der wir leben. So pflegt Rabe am Ende dieser Epoche zu verschwinden. Er wird ein starrer Felsen oder ein ferner Stern oder ein normaler Rabe. Doch ist das nicht nur eine andere Art der Gegenwart? »Indianer« wissen: Rabe lebt.

Rabes zweite Heimat

»Nordwestküste« wird ein Teil des pazifischen Küstensaums Nordamerikas verkürzt genannt.⁸ Vom Hinterland des Kontinents trennt ihn eine hohe Gebirgskette. Die Beziehungen der Nordwest-Küste über das Meer nach Westen – also Asien – waren und sind intensiver als über das Festland nach Osten – letztendlich nach Europa. San Francisco hat für die USA, Vancouver für Kanada jeweils die größte »Chinatown«. Und an der Küste von Alaska, das 1867 dem russischen Zaren für 7,2 Millionen Dollar abgekauft wurde, kann man heute die Zwiebelturm-Kirchen der Orthodoxen finden. Die Geografie der Küstenregion mit Wasser im Westen und Berggipfeln im Osten hat bewirkt, daß sich alle Landverbindungen in Nord-Süd-Richtung entwickelt haben. Der Greyhound-Bus fährt auf dem North American Highway, der »Traumstraße der Welt«, in einem Tag und einer Nacht von San Francisco nach Vancouver und ebensolang weiter hinauf bis nach Prince Rupert an der Grenze nach Alaska.

Ein Land der Fjorde und Schären

Unterschiedliche ökologische Bedingungen haben jede einzelne Region anders gestaltet. Die Ureinwohner jenes Küstensaumes leben in Hunderten von ethnischen Gruppen. Das milde und feuchte Klima im nördlichen Küstenteil ließ eine üppige Waldlandschaft entstehen. Der Fischreichtum der Gewässer – vor allem die Millionen von Lachsen, die im Sommer die Flüsse hinaufschwimmen, um zu laichen – ermöglichte den Bewohnern dieser Gegend einen Wohlstand, der weit über das zum Leben Notwendige hinausreichte. Diesem Land aus Fjorden und Schären, Gebirge und Meer sind große Inselgruppen vorgelagert, die bei der Besiedlung und Kulturentwicklung immer eine besondere Rolle gespielt haben.

Auf den Queen-Charlotte-Inseln lebt das Volk der Haida, Vancouver Island wird von den Kwakiutl und den Nootka bewohnt. Auf dem Festland und den Inseln Alaskas sind die Tlingit zu Hause, und weiter südlich im Gebiet von Nass- und Skeena-River sowie auf den kleinen vorgelagerten Inseln siedeln die Tsimshian. Das Umland des heutigen Vancouver und die südliche Spitze von Vancouver Island ist die Heimat der Salish. Nördlich von ihnen leben die Bella-Cole, die Bellabella, die Haisla und die Gitskani.

Wenn Vertreter all dieser Indianer-Völker heute zu einem Treffen zusammenkommen, müssen sie sich auf englisch verständigen, denn jedes hat seine eigene Heimatsprache. Sie selber nennen sich *Canadian Aboriginal People* – kanadische Ureinwohner. Darin manifestiert sich ihr neuerwaches kulturelles und politisches Selbstbewußtsein. Daher verwenden sie auch die Bezeichnung »people« – Volk – an Stelle von »tribe« – Stamm –, was in der Vergangenheit wohl allzuoft mit einem diskriminierenden Unterton verwendet worden ist. Anthropologen benutzen heute oft die Bezeichnung »Ethnie« oder »ethnische Einheit«, um ein bestimmtes Volk nach seiner Sprache und seinen gemeinsamen Merkmalen zu charakterisieren. Obwohl wir als Autoren dieses Buches diese unterschiedlichen Sichtweisen kennen und achten, möchten wir beim dem Begriff »Indianer« bleiben und sagen auch »Eskimos« statt »Inuits«, weil für das europäische Verständnis mit diesen Worten viel mehr Assoziationen geweckt werden. Wir wollen uns ja auch mit der alten und der neuen »Indianer«-Rezeption bei uns beschäftigen.

Since time immemorial

Roderick Anthony Robinson ist Häuptling des Nishga-Volkes (einer Untergruppierung der Tsimshian). Von ihm hörten wir zum ersten Mal den Rabe-Mythos. Wenn er über die Geschichte seines Volkes spricht, so hat es Ureinwohner »since time immemorial« – seit unvordenklichen Zeiten – auf diesem Kontinent gegeben. Als der Häuptling dies auch in seiner Rede vor der VI. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen im Juli 1983 in Vancouver betonte, wurde deutlich, auf welche Weise im heutigen Bewußtsein von Indianern mythische Vorstellung und politischer Kampfbegriff eins geworden sind. Die Indianer wollen deutlich machen, daß sie immer Herren des Landes gewesen sind und Weiße nur späte Eindringlinge waren, denen sie entweder naiv freundlich oder in Kämpfen erliegend: niemals aber bewußt und rechtsgültig ihr angestammtes Land überlassen haben.

Der erste Weiße, der historisch nachweislich die Ureinwohner dieses nordwestlichen Küstenstreifens zu Gesicht bekommen hat, war der russische Forscher

Tschirkow. Er kam 1741 vom Schiff des in russischen Diensten stehenden dänischen Kapitäns Vitus Bering, der die nach ihm benannte Seepasssage zwischen Rußland und Alaska entdeckt hat. 1774 kamen die Spanier. Juan Pérez segelte von San Blas bis zum nördlichsten Punkt der Queen-Charlotte-Inseln. Um 1790 verhandelte Kapitän George Vancouver erfolgreich mit den Spaniern, die das Land an England abtraten. Die Engländer fühlten sich ebenso wie die russischen Händler vor allem von den Seetotern angezogen, deren Felle man in China gegen Kostbarkeiten wie Silber, Gewürze und Tee tauschen konnte. Dies war ein friedlicher, aber vorübergehender Handel, denn die wertvollen Tiere wurden schnell fast gänzlich ausgerottet. Die Indianer lernten in dieser ersten Zeit des »contacts« mit den Weißen außer Eisenwerkzeugen auch die Feuerwaffen und den Handel zur Mehrwerterzeugung kennen – eine Kombination, die sie nicht zum letztenmal dazu verführen sollte, das traditionell stabile ökologische Gleichgewicht ihres Lebensraumes zu gefährden.

Im Nordosten Kanadas hatte sich schon viel früher, 1670, die heute noch existierende Hudson Bay Company etabliert, die einen umfassenden Pelzhandel betrieb. Weiße sind in dem walddichten, mit dichtem Unterholz bewachsenen und daher unwegsamen Gebiet im nördlichen Kanada nicht als Großgrundbesitzer aufgetreten, sondern als Jäger, Fallensteller und Kaufleute, die von bescheidenen und provisorischen Stützpunkten aus operierten. Auch wo nach einer Phase der Handelsbeziehungen später Goldwäscher-Städte und kleinere Siedlungen entstanden – auf Vancouver Island und der gegenüberliegenden Küste z. B. –, ist es nirgends zu richtigen Indianerkriegen gekommen wie in den heutigen USA, wo Europäer Land in riesigen Flächen für Ackerbau und Viehzucht in Besitz nehmen wollten.

Zusammen mit den weißen Händlern war auch die weiße Kultur zu den Nordwestküsten-Indianern gekommen: in Gestalt von Missionaren. Ab 1799 gab es die russisch-amerikanische Pelzkompanie mit Handelsposten und Missionsstationen im Gebiet des Tlingit-Volkes. Aber erst um 1840 wird berichtet, daß ein russisch-orthodoxer Bischof hundert Tlingit taufte. Methodisten und Anglikaner kamen um 1860 mit dem Erstarken des englischen Einflusses. So ist es zu erklären, daß in jener Gegend unter den christlichen Indianern die Protestanten überwiegen, während überall dort in Kanada, wo französischer Kultureinfluß vorherrschte, Katholiken in der Überzahl sind.

Mythisches und historisches Bewußtsein der Indianer über ihre Herkunft sind z. B. dort zusammengefloßen, wo die Tshimishian vom Skeena-River in Erzählungen davon berichten, wie ihre Vorfahren aus dem legendären Temloxam südwärts an die Mündung des Flusses gezogen sind, um Not und Mangel im subarktischen Inneren des Landes zu entgehen.

Wie zu Beginn dieses Jahrhunderts von faszinierten Weißen das Bewußtsein der Indianer über ihre Herkunft beobachtet wurde, ist nachzulesen bei Edward Curtis. Er, der leidenschaftliche Fotograf und Chronist, verbrachte sein ganzes Leben damit, durch den nordamerikanischen Kontinent von Indianervolk zu Indianervolk zu reisen. In seinem 20 Bände umfassenden Werk »The North American Indian« schildert er auch, wie die Kwakiutl auf Vancouver Island in ihren Mythen ihre Herkunft deuten, und folgert daraus: »Die Grundeinheit der Urgesellschaft in dieser Region war die patriarchalische Familie, deren gesamte Mitglieder als Nachkommen eines einzigen Menschen betrachtet wurden. Irgendwann haben sich dann zwei oder mehrere verschiedene Gruppen miteinander verbunden und einen Stamm gebildet. Jedes seiner Aufbauelemente wurde zur exogamen Linie.«⁶ Exogam bedeutet, daß nur außerhalb der eigenen Gruppe geheiratet werden durfte. Solch ein Gebot hatte die Wirkung, daß fremde Menschen durch Eheschließung in die Verwandtschaft bzw. in den eigenen Stamm eingebunden wurden. Sie standen ihm nicht mehr als potentielle Feinde gegenüber.

Eine ganze Reihe von Völkern an der Nordwestküste hatte jedoch ein matrilineares Organisationsprinzip, was vor allem bewirkte, daß die erworbenen Güter jeweils im Clan der Mutter vererbt wurden. Dabei gab es Mischformen: Bei den Tlingit z. B. blieb der Besitz der Mutter ebenso in der eigenen Familie wie der des Vaters. Hier kam die jeweilig jüngere Generation nicht durch die Eltern, sondern durch Onkel und Tante zu Besitztümern. Hinzu kam vielerorts eine matrilocale Gesellschaftsstruktur. Das heißt, die Frau blieb mit ihren Kindern bei ihren Eltern wohnen, während der Mann einheiratete. Nirgends jedoch fanden sich »matriarchale« Herrschaftsverhältnisse, in denen die Frau auch öffentlich zu bestimmen gehabt hätte. Im Gegenteil: die öffentliche Herrschaft wurde vom Vater auf den Sohn übertragen. Die Söhne mußten das Elternhaus schon früh verlassen. Sie wurden in die Familie der Mutter gegeben, dort aber von einem Mann, zumeist einem Onkel, erzogen. Die Töchter hingegen durften bis zur Heirat bei den Eltern bleiben.

Wo die ursprüngliche Ordnung gewahrt blieb, hielten die indianischen Familien fest zusammen. Solange ihre Mitglieder gemeinsam Unterkunft und Nahrung finden konnten, gab es keinen Grund, sich von der Familie zu trennen. Das indianische Dasein lebte von der Zusammenarbeit beim Jagen und Fischen und durch das Zusammenspiel bei den Festen. Die gemeinsamen Güter wurden geteilt. Die Gesellschaft der Nordwestküsten-Indianer gliederte sich in »Adel«, »gewöhnliche Leute« und Sklaven. Ausdruck für die Macht des Adels war die Tatsache, daß er bei den großen Winterfesten im Vordergrund agierte, während die anderen überwiegend Zuschauer waren. Die Sklaven waren meist schon als Kinder in Kämpfen mit Nachbarstämmen erbeutet worden. Sie waren vor allem Ausdruck des Wohlstands eines adeligen Clans. Demgegenüber trat ihr Wert als »Produktionsmittel« zurück. Daher konnten sie auch wie ein kostbarer Gegenstand getauscht werden.

Hölzerne Wappen und geschnitzte Comicstrips

Nur die adelige Schicht besaß Totempfähle. Solche Totempfähle, geschnitzt aus Zedernholz, wie man sie noch heute in einigen Küstendörfern von Britisch-Kolumbien und Alaska, insbesondere aber in den Museen und Parks von Vancouver und Ketchikan betrachten kann, sind einzigartige Zeugnisse der indianischen Kultur an der Nordwestküste. An der Spitze des Totempfahls befindet sich immer das Totemtier, um das sich Ursprungsmythen und Legenden ranken. Es nimmt die Stelle der Urahnen ein. Weiter abwärts auf dem Totempfahl sind – wie auf einem Comicstrip – dann die wichtigsten Figuren und Szenen aus der Geschichte der Familie oder des Clans dargestellt. Gestalten und Ereignisse repräsentieren zusammen ein Herkunftsverhältnis, das einen gegenwärtigen Rang- und Machtanspruch begründet.

Um einen aus dem europäischen Kulturkreis bekannten Vergleich heranzuziehen: Diese Totempfähle hatten die Funktion von Wappen. Man findet sie vor oder direkt an Häusern, auch an Gräbern oder Gedenkortern. Sie wurden hergestellt und errichtet zu großen Anlässen wie Hochzeiten oder Bestattungen.

Da es zwar im gesamten Nordwesten viele Mythen und Legenden gibt, diese jedoch immer das gleiche Personeninventar und die gleichen Themen haben, wählten sich die Clans und Völker der Nordwestküste jeweils ein bestimmtes Wappentier, das an der Spitze des Totempfahls thront: Wolf oder Raubwal, Adler oder Rabe. In mehr als 600 Tshimshian-Wappen finden sich viele Variationen über ein einziges Lebewesen. Rabe z. B. erscheint als »Prinz-Rabe«, »Weißer Rabe«, »Rabe des Himmels«, »Übernatürlicher Rabe«, »Rabe des Kupfers« usw. Rabe ist

überall – bei allen Völkern der Nordwestküste zu finden. Ein fremder Rabe-Mann konnte an den Totempfählen eines Dorfes, das er besuchte, erkennen, wo seine Rabe-Verwandtschaft wohnte, selbst wenn er sie noch nie vorher zu Gesicht bekommen hatte. Er wußte, daß er diesen Leuten vertrauen und sie um Unterkunft und Essen bitten durfte. Ihm war aber auch klar, daß er, wenn er den traditionellen indianischen Sitten folgte, nur um ein Mädchen werben durfte, dessen Clan ein anderes Totemtier als das seine hatte.

Das Totemtier war nicht tabu. Das heißt, man durfte das Tier der eigenen Totemgruppe unter Umständen töten. Das Tier starb ja nicht wirklich, sein Geist und seine Kraft waren immer in mythischer Weise präsent und wurden in den Zeremonien der großen Winterfeste immer wieder durch Erzählungen, Gesänge, Tanz und schamanistische Riten beschworen. Die heute vorhandenen Totempfähle stammen fast alle aus dem 19. Jahrhundert. Erst die von den Weißen

Totempfähle an der Nordwestküste heute



erhandelten Eisenwerkzeuge ermöglichten es den Indianern, ihre Herkunftsgeschichten so kunstvoll und zugleich so imposant darzustellen. Die kleineren Vorläufer der heutigen Totempfähle sind im Laufe der Zeit vermodert. Dennoch sind die Ethnologen sicher, daß die *Idee* des Totempfahls an der Nordwestküste sehr viel älter als seine gegenwärtige künstlerische Standardform ist. Man nimmt an, daß sie mit den Bestattungsriten für Häuptlinge verbunden waren, deren Taten es festzuhalten galt.

Viele Missionare hatten versucht, das Totempfahlschnitzen zu unterbinden. So schien diese Kunst eine Zeitlang fast ausgestorben. Doch seit dem Wiedererwachen des indianischen Selbstbewußtseins in unseren Tagen gibt es eine ganze Reihe von indianischen Künstlern, die neue Totempfähle schnitzen. Stil und Figuren sind von älteren Vorbildern entlehnt, aber die Bedeutungen sind neu und verbinden indianische Überlieferung mit zeitgenössischen gesellschaftlichen, politischen und religiösen Zielen. Ein Beispiel dafür ist der »Israel-Totempfahl«, der dem Ökumenischen Rat der Kirchen anlässlich seiner Vollversammlung in Vancouver von einer Gruppe kanadischer Indianer, die im Gefängnis einsaßen, geschnitzt und feierlich geschenkt wurde. Der »Israel-Totempfahl« von Vancouver zeigt an seiner Basis Rabe als Schöpfer der Menschen aus Natur und den Großen Geist in Vogelgestalt an der Spitze, um Anfang und Ende unserer »spirituellen Reise« durch die Kulturgeschichte zu erzählen.

Christliche Indianer haben so bei der Deutung ihrer Geschichte als Teil des Volkes die Ausdrucksformen ihrer eigenen Kultur benutzt. Auf diesem Totempfahl sind die ersten Menschen – wie es die Ursprungsgeschichte der Haida beschreibt – Lebewesen, die ängstlich aus einer sich öffnenden Muschel heraus schauen. Erst schlüpfen nur Männer heraus. Um die Zukunft der Menschen zu sichern, sorgte aber Schöpfer Rabe später dafür, daß auch Frauen auftauchten.

Sie und wir: Anfänge

Beziehungen

Rabe fliegt nach Osten. Er hat seine zweite Heimat verlassen und ist zurückgekehrt auf den eurasischen Kontinent. Diesmal fliegt er übers Meer, um uns zu besuchen.¹⁰ Rabe-Geschichten erzählt ein indianischer Mediziner in Hamburg. Sein »Schamanen-Workshop« endet mit einer Zeremonie, nach der in der grauen regengepeitschten Elbe bunte Federn schwimmen: Zauber gegen Umweltverschmutzung. Was ist da los? Rabe begegnet uns hier als Vorbote einer spirituellen Internationale. Das »typisch Indianische« verdeckt oberflächlich den weitver-

breiteten Einheitsstil der Neu-Gurus. Der Mediziner erzählt im islamischen Sufi-Zentrum von seinen glänzenden Beziehungen zu Südsee-Heilern, von seiner kollegialen Beziehung zu exilierten tibetanischen Lamas, seinem Respekt vor den Erfahrungen der australischen Ureinwohner, seiner Bekanntschaft mit dem »Erforscher« der Externsteine und einer bevorstehenden indianisch-muslimischen Afrikareise.

Erste Begegnungen: durchweg mit sympathischen, klugen, humorvollen Menschen. Aber haben sie recht mit ihren Thesen? War Rabe immer schon überall alles? Oder sollen wir lieber den weiseren der Mediziner folgen, die demonstrativ niemals außerhalb der Grenzen ihres eigenen Stammes heilen? Sie fordern zwar, daß wir ihre Raben respektieren. Gerade weil sie gut bekannt sind mit »Alter-Mann-der-alle-Schwierigkeiten-in-der-Welt-vorausieht« und mit »Er-der-alles-weiß-was-geschieht«, den beiden Mitbewohnern von »Rabe-an-der-Quelle-des-Nass«¹¹; gerade deshalb weisen sie uns zurück auf *unsere* Raben. Hugin, der Gedanke, und Munin, das Gedächtnis, sitzen auf Odins Schulter und machen »Allvater« wissend. So weiß er allerdings vor allem um das Ende der Zwischenzeit seines Göttergeschlechts und um sein eigenes Ende. Jene Raben sitzen nicht auf den Schultern des Schöpfers, sondern sie inspirieren einen Gott, der auch selber reisen, Abenteuer bestehen und sich verwandeln kann: rabenhaff.¹²

Ordnen wir die Beziehungen. Es gab Berührungen. Rabe ist bis zu uns gekommen, er lebt nach der Christianisierung weiter im Volksgut: in Sprichwörtern, Märchen, Fabeln, Sagen, und im Aberglauben. »Derselbe« Rabe ist über die Beringstraße nach Amerika gekommen – und diese Verbindung ist übrigens nie ganz abgerissen, sondern durch die später seefahrenden Eskimos immer wieder hergestellt worden. Die heutige Grenze zwischen den Machtblöcken zerschneidet in der Beringsee einen einheitlichen Kulturraum.

Nun gehen zwar auch die um 1000 n. Chr. zu datierenden Wikinger-Sagas über die Amerika-Reisen und Besiedlungsversuche von Leif Eriksson (dem Boston ein Denkmal setzte) und anderen mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit auf einen historischen Kern zurück.¹³ Im Sprung von Küste zu Küste folgen auch manche Transatlantikflüge nach Nordamerika in etwa noch dem alten Kurs der Drachenboote nach »Vinland«. Doch gab es hier ebenso sicher keine bleibenden Kultureinflüsse. Dasselbe gilt für die möglichen Berührungen des menscheitsgeschichtlich so spät erst besiedelten amerikanischen Kontinents mit Seefahrern, die vor der Ankunft der Europäer gelegentlich den Pazifik überquert haben könnten.

Der Eurozentrismus, der die »Entdeckung« des amerikanischen Kontinents auf 1492 datiert, als der Christ und Kolonialist Kolumbus die karibische Inselwelt

erreichte, kann sich also tatsächlich auf den »contact« als völlig neue Beziehungsform berufen. Das Bild des »Neuen Indien«, das Zerrbild des kulturunfähigen, gelegentlich menschenfressenden Heiden ebenso wie das des »edlen Wilden« war in den mythenähnlichen Erzählungen von jener Entdeckung nicht nur jeweils als Bündel unterschiedlicher Vorurteile wirksam. Als Markierung der »ganz anderen Möglichkeiten« der Zivilisation, als Bewußtsein ihrer Grenzen prägte dieses Bild vor allem das abendländische Bewußtsein im ganzen.¹³ Und in doppelter Weise spiegeln auch die Mythen der Indianer die Begegnung mit den Weißen und ihren Überlieferungen. So erkennen wir punktuelle Einflüsse, sogar Spuren schriftlicher Quellen, und zwar nicht nur durch die biblische Tradition der Missionare, sondern auch durch die Märchen und Sagen englischer Siedler und französischer Trapper. Vor allem aber erkennen wir, daß das mythische System insgesamt neue Aufgaben erfüllen muß. Unter dem Schock des Kontakts mit den Weißen kommt Historie ins mythische Bewußtsein – als neue revolutionäre Epoche. Also muß Rabe wiederkehren wie Christus, um die neue Menschenwelt heraufzuführen (und die Weißen zu vertreiben).

Wir können diesen ersten Typ von Ähnlichkeiten insgesamt »homolog« nennen: anlagegleich. Solche Spuren derselben Tradition fallen nun aber gerade nicht gleich ins Auge. Heute werden wir in der Regel zwischen unterschiedlichen Lösungen desselben Problems die Spuren alter Verwandtschaft erst mühsam rekonstruieren müssen. Die neue kulturelle Stabilität überdeckt eben das alte Erbe in jedem Fall. Wie ein sibirischer Schamane hat auch der Mediziner die magische Trommel und Tiere als Gehilfen, wie jener ist auch er gleichzeitig Jagdzauberer und ekstatischer Krankenheiler. Aber diese Ähnlichkeiten hat man jahrzehntelang nicht wahrgenommen. Und natürlich hätten wir den Schamanen in den aztekischen Kultbeamten ebenso wenig wiedererkannt wie in unseren Priestern. Schon in den Ackerbaukulturen hier wie dort hat sich das Bild völlig verwandelt. Die Heimat der Geister hat als »Unterwelt« in Verbindung mit dem Sterben und Wiederauferstehen der Pflanzen eine andere Funktion.

Dies leitet über zu jenem zweiten Typ von Beziehungen zwischen »ihrer« und »unserer« Religion, der auf »Analogie«: Funktionsgleichheit beruht. Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten können Ergebnisse paralleler Adaption an dieselben Bedingungen in der natürlichen Umwelt oder an ähnliche kulturelle Wandlungsprozesse sein. So spezialisierten sich die Jäger in der Neuen wie in der Alten Welt: auf Büffel oder Rentiere; sie wurden Walfänger oder Flußfischer – und hier wie dort machten einzelne Gruppen unabhängig voneinander die revolutionären Entdeckungen, die aus Jägern und Sammlern Pflanzler machten (und die auf der ganzen Welt ähnliche Vorstellungen vom »Schattenreich« hervorbrachten).

Schließlich kennzeichnen wie überall in der Welt, so auch auf dem amerikanischen Kontinent ähnliche Merkmale der Organisation und des Selbstverständnisses die Hochkulturen. Eine »Religionsökologie«, die hier Gesetzmäßigkeiten und Lösungsmuster erkennen will, muß sich gerade davor hüten, von den ins Auge springenden Übereinstimmungen auf gemeinsame Traditionen zu schließen.¹⁵

Irritationen

So können wir zwischen Gewißheiten, Unentscheidbarkeiten und offenkundigen Irrtümern und Mißverständnissen hindurch unser Interesse an Rabe klären. Es ist mit Sicherheit falsch, wenn traditionsbewußte Indianer ihr »since time immemorial« so interpretieren, als seien sie (und Rabe) »immer schon« in Amerika gewesen. Zwischen dem Auseinanderdriften der Kontinente und jener eurasischen Besiedelung über die Beringstraße war der Kontinent menschenleer. Ebenso falsch sind alle Theorien, die eine vollständige oder auch nur nennenswerte Besiedelung Amerikas durch Isareliten oder Kanaanäer, Südseevölker oder Inder, Iren oder Wikinger, Afrikaner oder Ägypter usw. behaupten.¹⁶

Nicht zu entscheiden ist zum Beispiel, ob in Rabes Zweideutigkeit noch jener alte eurasische Dualismus weiterspukt, der im alten Iran seine klassische Gestalt gewann und von dort aus das antike Judentum und das junge Christentum beeinflusst hat. Daß die Ur- und Sintflutsagen der Indianer mit unseren jüdisch-christlichen Traditionen verwandt sind, ist hingegen gewiß. Im Einzelfall läßt sich aber nicht mehr entscheiden, ob sie einem alten eurasischen Vorstellungskomplex angehören, der mit über die Beringstraße gewandert ist, sich dort den neuen Umgebungen angepaßt und selbständig weiterentwickelt hat oder ob hier die *Erzählungen der Missionare* verwandelt aufgenommen wurden. Von dieser zweiten Hypothese darf man immer ausgehen, wenn wir auf indianische Endzeit- und Messiasvorstellungen treffen. Eine dritte Berührungsepoche¹⁷ ist markiert durch den Synkretismus der großen indianischen Prophetengestalten von Popé im 17. Jahrhundert bis zu Black Elk (1863–1952)¹⁸, durch die stämmeübergreifenden Geistertanz- und Peyotekultbewegungen und durch die Organisation dieser neuen Mischreligion (die alte indianische, christliche, okkulte und philosophische Traditionen des Abendlandes umfaßt und eine sehr stark vereinheitlichende Tendenz hat) in den »Native American« Churches. Diese Epoche läßt sich nach vorn durch das New-Age-Syndrom begrenzen: jenes Gemisch aus synkretistischer asiatischer Religiosität, Gestaltpsychologie und neuer Physik, das sich seit seinen Anfangstagen im kalifornischen Essalen immer wieder auf »Indianisches« bezog und im Kontext des wiedererwachenden indianischen Selbstbewußtseins



von Anfang an Indianer beeinflusst hat. Dieser von den Medien zusätzlich verquirlte Wechselwirkungsprozeß ist heute ironischerweise das Hauptfeld begegnungshemmender Traditionsverschiebungen und -verdrängungen.

Es gibt Fehler und Mißverständnisse auf beiden Seiten. Die einen übersehen bei der Analyse von Abhängigkeiten die originellen Anpassungsleistungen, die anderen lehnen solche Analysen ab, weil sie mit der Originalität die spirituelle Funktion und den kulturellen Wert einer religiösen Erscheinung dahinschwenden sehen. Das Mißtrauen der Indianer gegenüber »weißer« Wissenschaft ist nur allzu verständlich. Sie sehen die Ethnologen zusammen mit den Ölsuchern kommen, wie früher die Missionare mit den Trappern und Händlern kamen. Der Schreibstift mag »Richtiges« festhalten – aber das tut auch der Rechenstift des Agenten der Handelsgesellschaft und schließlich das Siegel auf den Abtretungserklärungen für Bodenrechte. Die Indianer vermuten, daß sich hinter all diesen Richtigkeiten fundamentale Mißverständnisse verbergen. Dies ist zu respektieren, und die Konsequenz, Begegnungen zu vermeiden oder zu begrenzen, ist verständlich.

Wollen wir Begegnungen mit Indianern oder wollen wir auch nur von ihnen »etwas lernen«, so sollten wir von ihnen zunächst lernen, uns selbst zu respektieren. Respektieren also sollten wir auch unsere Erfahrung, daß Illusionen keine gute Basis für eine Begegnung sind (auch mit Raben nicht) und daß die Begegnung jenseits der Illusion – auch jenseits der Illusionen der Rabe-Leute selbst – wirklich fruchtbar ist.

Begegnung

»Es gab einmal eine Zeit, da lag Dunkelheit über dem Wasser...; »Urzeit war es / Da Ymir hauste / Nicht war Sand noch See / Noch Salzwogen / Noch oben Himmel / Nicht Erde unten...«; »Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde / Die Erde aber war Irrsal und Wirrsal / Finsternis über Urwirbels Antlitz / Braus Gottes schwingend über dem Antlitz der Wasser...«: indianisch, germanisch, jüdisch-christlich – wie gehören diese Anfangsgeschichten zusammen?¹⁹ Wie vermeiden wir Fehler und Mißverständnisse? Wie können wir uns auf eine fruchtbare Begegnung mit Rabe vorbereiten?

Wir müssen ihn ernstnehmen. Wir lesen den ersten Vers einer amerikanischen Genesis. Selbst wenn die Erzählung zum Spaß erzählt wird, beantwortet sie ernsthafte Fragen. Und diese Fragen werden von Menschen beantwortet, die genauso gut denken wie wir. Betrachten wir ihre Erzählungen als Modelle, die ebenso wie unsere religiösen, kulturellen und naturwissenschaftlichen Modelle die Beziehungen zur Umwelt regeln, so werden wir sie mit höchstem Respekt

betrachten. Sie sind im Kontext einer funktionierenden kulturellen Ökologie seit Jahrtausenden erprobt und gehören gleichsam zum kulturellen Genpool einer Weltgesellschaft. In der jetzigen Umorientierungskrise hat dieser nicht beliebig lange Zeit, um synthetisch konstruierte Alternativmodelle auf ihre Leistungsfähigkeit, ihre Rück- und Wechselwirkungen zu erproben.²⁰

Dies für die spirituellen Pragmatiker. Schon so verändert sich die Bedeutung jener Herkunftsfragen, die zwischen enthusiastischen Verehrern und skeptischen Kennern indianischer Spiritualität so heiß umstritten sind. Sie spalten sich so auf, wie wir das von der Anfangsszene unseres Rabe-Mythos kennen, so als ob wir nun selbst in einer neuen Anfangssituation stünden, am Anfang eines interkulturellen Mythos. Erstens: Wie beantworten wir in unserer Zeit die Frage nach dem Ursprung? Zweitens: Welche Funktion haben bei uns Raben und Riesen, Trickster und Heilbringer, mythische Zeiten und Räume? Drittens: Wie verhält sich beides zueinander?

Auch *unsere* Raben kennen erste Szenen. Hugin schnattert aufgeregt vom Urknall und der kosmischen Entfaltung von Raum und Zeit, von der Evolution und ihren großen Agenten: Zufall und Notwendigkeit, vom Menschen und seiner Geschichte mit ihren permanenten Revolutionen – daß wir überall am Ende stehen und vorausschauen können, daß wir in Kenntnis all dieser Gesetze zunehmend für die Folgen verantwortlich werden. Munin weiß, daß diese Gesetze immer gültig waren und immer gültig sein werden in allen denkbaren Welten. Daß die Verantwortung nicht an den Folgen zu messen ist, sondern nur an der Einsicht in das Gesetz. Daß es keinen Anfang, sondern immer nur einen Grund gibt.

Die Raben verwandeln sich, wenn sie uns begegnen. Sie krächzen uns von einer Buchseite entgegen. Leise legt sich dem Gentechniker, der sich über die Embryo-Kultur beugt, die Schwinge eines Kollegen auf die Schulter, und er sieht, wie ein Vater liebevoll sein Kind wäscht. Angst und Hoffnung, Federnstieben und heiseres Geschrei. Er ist da – sie sind da. Himmlisches und höllisches Federvieh balgt sich um Fausts Seele wie um die der frommen Helene. Eine Taube steigt herab vom Himmel, und es ist neue Anfangszeit. Ein Kind wird geboren, das sich nicht »vor allem bewahren« lassen will. Das in seiner Familie stirbt, um als Lichtbringer für alle wiedergeboren zu werden. »Lichtbringer – Lucifer«, krächzt Hugin, der auf die Unterschiede achtet. »Kein guter Trickster ohne Gegenspieler!«, ruft Munin und weicht aus, als Hugin zuhackt.

II Rabes falscher Tod

